

theguardian.com

Als ehemaliger IDF-Soldat und Historiker des Völkermords war ich bei meinem jüngsten Besuch in Israel zutiefst beunruhigt

Von Omer BARTOV

Omer Bartov עומר ברטוב רטוב

@bartov_omer

Professor of Holocaust and Genocide Studies at Brown University currently writing on the Holocaust, Europe's eastern borderlands, and Israel-Palestine

Cambridge, MA vivo.brown.edu/display/obartov

Omer Bartov עומר ברטוב רטוב

@bartov_omer

Professor of Holocaust and Genocide Studies at Brown University currently writing on the Holocaust, Europe's eastern borderlands, and Israel-Palestine

Cambridge, MA vivo.brown.edu/display/obartov

13.08.2024

40-50 Minuten

Am 19. Juni 2024 sollte ich an der Ben-Gurion-Universität des Negev (BGU) in Be'er Sheva, Israel, einen Vortrag halten. Mein Vortrag war Teil einer Veranstaltung über die weltweiten Campus-Proteste gegen Israel, und ich hatte vor, mich mit dem Krieg in Gaza zu befassen und allgemeiner mit der Frage, ob die Proteste aufrichtiger Ausdruck von Empörung oder antisemitisch motiviert waren, wie einige behauptet hatten. Aber die Dinge liefen nicht wie geplant ab.

Als ich am Eingang des Hörsaals ankam, sah ich eine Gruppe von Studenten, die sich versammelt hatte. Es stellte sich bald heraus, dass sie nicht wegen der Veranstaltung gekommen waren, sondern um dagegen zu protestieren. Die Studenten waren anscheinend durch eine WhatsApp-Nachricht aufgerufen worden, die am Vortrag verschickt worden war und in der auf die Vorlesung hingewiesen und zum Handeln aufgerufen wurde: "Wir werden es nicht zulassen! Wie lange wollen wir noch Verrat an uns selbst begehen?!?!?!?"

In der Nachricht wurde weiter behauptet, ich hätte eine Petition unterzeichnet, in der Israel als "Apartheidregime" bezeichnet wurde (tatsächlich bezog sich die Petition auf ein Apartheidregime im Westjordanland). Ich wurde auch "beschuldigt", im November 2023 einen Artikel für die New York Times geschrieben zu haben, in dem ich feststellte, dass, obwohl die Äußerungen der israelischen Führer auf völkermörderische Absichten hindeuteten, immer noch Zeit sei, Israel daran zu hindern, einen Völkermord zu verüben. In diesem

Punkt war ich schuldig im Sinne der Anklage. Der Organisator der Veranstaltung, der renommierte Geograph Oren Yiftachel, wurde ebenfalls kritisiert. Zu seinen Vergehen gehörte, dass er Direktor der "antizionistischen" B'Tselem, einer weltweit angesehenen Menschenrechts-NGO, war.

Als die Podiumsteilnehmer und eine Handvoll meist älterer Fakultätsmitglieder den Saal betraten, hinderte das Sicherheitspersonal die protestierenden Studenten am Einlass. Sie hielten sie jedoch nicht davon ab, die Tür des Hörsaals offen zu halten, mit einem Megafon Parolen zu rufen und mit aller Kraft gegen die Wände zu hämmern.

Nach mehr als einer Stunde der Störung kamen wir überein, dass es vielleicht am besten wäre, die protestierenden Studenten zu einem Gespräch einzuladen, unter der Bedingung, dass sie die Störung einstellen. Eine ganze Reihe dieser Aktivisten kam schließlich herein, und in den folgenden zwei Stunden setzten wir uns zusammen und unterhielten uns. Wie sich herausstellte, waren die meisten dieser jungen Männer und Frauen erst kürzlich vom Reservistendienst zurückgekehrt, bei dem sie im Gazastreifen eingesetzt worden waren.

Dies war kein freundlicher oder "positiver" Meinungsaustausch, aber er war aufschlussreich. Diese Studenten waren nicht unbedingt repräsentativ für die Studentenschaft in Israel insgesamt. Sie waren Aktivisten in rechtsextremen Organisationen. Aber in vielerlei Hinsicht spiegelte das, was sie sagten, eine viel weiter verbreitete Stimmung im Lande wider.

Ich war seit Juni 2023 nicht mehr in Israel gewesen, und bei diesem jüngsten Besuch fand ich ein anderes Land vor als das, das ich bisher kannte. Obwohl ich viele Jahre im Ausland gearbeitet habe, ist Israel das Land, in dem ich geboren und aufgewachsen bin. Es ist der Ort, an dem meine Eltern lebten und begraben sind; es ist der Ort, an dem mein Sohn seine eigene Familie gegründet hat und die meisten meiner ältesten und besten Freunde leben. Da ich das Land von innen kenne und die Ereignisse seit dem 7. Oktober noch intensiver als sonst verfolgt habe, hat mich das, was mir bei meiner Rückkehr begegnet ist, zwar nicht völlig überrascht, aber doch zutiefst beunruhigt.

Bei meinen Überlegungen zu diesen Fragen komme ich nicht umhin, mich auf meinen persönlichen und beruflichen Hintergrund zu stützen. Ich habe vier Jahre lang in den Israelischen Verteidigungstreitkräften (IDF) gedient, unter anderem im Jom-Kippur-Krieg von 1973, im Westjordanland, im Nordsinai und im Gazastreifen, wo ich meinen Dienst als Kommandeur einer Infanteriekompanie beendete. Während meiner Zeit im Gazastreifen erlebte ich aus erster Hand die Armut und Hoffnungslosigkeit der palästinensischen Flüchtlinge, die in überfüllten, heruntergekommenen Vierteln ihr Leben fristen. Am lebhaftesten erinnere ich mich daran, wie ich in den schattenlosen, stillen Straßen der ägyptischen Stadt 'Arīsh - die damals von Israel besetzt war - patrouillierte, durchbohrt von den Blicken der ängstlichen, verbitterten

Bevölkerung, die uns aus ihren verschlossenen Fenstern beobachtete. Zum ersten Mal verstand ich, was es bedeutet, ein anderes Volk zu besetzen.

Der Militärdienst ist für jüdische Israelis mit 18 Jahren obligatorisch - obwohl es einige Ausnahmen gibt -, aber danach kann man immer noch aufgefordert werden, erneut in den IDF zu dienen, für Ausbildung oder operative Aufgaben oder im Falle von Notfällen wie einem Krieg. Als ich 1976 einberufen wurde, war ich Studentin an der Universität Tel Aviv. Während dieses ersten Einsatzes als Reserveoffizier wurde ich bei einem Trainingsunfall schwer verwundet, ebenso wie eine Reihe meiner Soldaten. Die IDF vertuschten die Umstände dieses Ereignisses, das durch die Nachlässigkeit des Kommandanten der Ausbildungsbasis verursacht wurde. Ich verbrachte die meiste Zeit des ersten Semesters im Krankenhaus von Be'er Sheva, kehrte dann aber zu meinem Studium zurück und schloss es 1979 mit einer Spezialisierung in Geschichte ab.

Diese persönlichen Erfahrungen weckten mein Interesse an einer Frage, die mich schon lange beschäftigte: Was motiviert Soldaten zum Kämpfen? In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg vertraten viele amerikanische Soziologen die Ansicht, dass Soldaten in erster Linie füreinander kämpfen und nicht für ein größeres ideologisches Ziel. Aber das passte nicht ganz zu dem, was ich als Soldat erlebt hatte: Wir glaubten, dass wir für eine größere Sache kämpften, die über unsere eigene Gruppe von Kameraden hinausging. Als ich mein Studium abgeschlossen hatte, begann ich mich auch zu fragen, ob Soldaten im Namen dieser Sache zu Handlungen gezwungen werden können, die sie sonst als verwerflich empfinden würden.

Im Extremfall schrieb ich meine Doktorarbeit in Oxford, die später als Buch veröffentlicht wurde, über die Indoktrination der deutschen Armee durch die Nazis und die Verbrechen, die sie im Zweiten Weltkrieg an der Ostfront beging. Was ich herausfand, stand im Widerspruch zu dem, was die Deutschen in den 1980er Jahren über ihre Vergangenheit dachten. Sie zogen es vor, zu glauben, dass die Armee einen "anständigen" Krieg geführt hatte, auch wenn die Gestapo und die SS "hinter ihrem Rücken" Völkermord verübten. Die Deutschen brauchten noch viele Jahre, um zu begreifen, wie sehr sich ihre eigenen Väter und Großväter am Holocaust und am Massenmord an vielen anderen Gruppen in Osteuropa und der Sowjetunion beteiligt hatten.

Als Ende 1987 die erste palästinensische Intifada, also der Aufstand, ausbrach, lehrte ich an der Universität Tel Aviv. Ich war entsetzt über die Anweisung von Yitzhak Rabin, dem damaligen Verteidigungsminister, an die IDF, palästinensischen Jugendlichen, die Steine auf schwer bewaffnete Truppen warfen, "Arme und Beine zu brechen". Ich schrieb ihm einen Brief, in dem ich ihn warnte, dass ich aufgrund meiner Nachforschungen über die Indoktrination der Streitkräfte in Nazideutschland befürchtete, dass die IDF unter seiner Führung einen ähnlich schlüpfrigen Weg einschlagen würden.

Ich war nicht völlig überrascht von dem, was mir begegnete, aber es war dennoch zutiefst beunruhigend" ... Omer Bartov.

Ich war nicht völlig überrascht von dem, was mir begegnete, aber es war dennoch zutiefst beunruhigend" ... Omer Bartov. Foto: David Degner/The Guardian

Wie meine Nachforschungen gezeigt haben, hatten die jungen deutschen Männer bereits vor ihrer Einberufung Kernelemente der NS-Ideologie verinnerlicht, insbesondere die Ansicht, dass die untermenschlichen slawischen Massen, angeführt von heimtückischen bolschewistischen Juden, Deutschland und den Rest der zivilisierten Welt mit der Vernichtung bedrohten und dass Deutschland daher das Recht und die Pflicht habe, sich im Osten einen "Lebensraum" zu schaffen und die Bevölkerung dieser Region zu dezimieren oder zu versklaven. Dieses Weltbild wurde den Truppen weiter eingeimpft, so dass sie beim Einmarsch in die Sowjetunion ihre Feinde durch dieses Prisma wahrnahmen. Der heftige Widerstand, den die Rote Armee leistete, bestätigte nur die Notwendigkeit, sowjetische Soldaten und Zivilisten gleichermaßen zu vernichten, vor allem aber die Juden, die als Hauptverantwortliche für den Bolschewismus angesehen wurden. Je mehr Zerstörung sie anrichteten, desto mehr Angst bekamen die deutschen Truppen vor der Rache, die sie im Falle eines Sieges ihrer Feinde erwarten konnten. Das Ergebnis war die Tötung von bis zu 30 Millionen sowjetischen Soldaten und Bürgern.

Zu meinem Erstaunen erhielt ich einige Tage, nachdem ich ihm geschrieben hatte, eine einzeilige Antwort von Rabin, in der er mir vorwarf, ich hätte es gewagt, die IDF mit dem deutschen Militär zu vergleichen. Dies gab mir die Gelegenheit, ihm einen ausführlicheren Brief zu schreiben, in dem ich meine Recherchen und meine Besorgnis über den Einsatz der IDF als Instrument der Unterdrückung unbewaffneter besetzter Zivilisten erläuterte. Rabin antwortete erneut mit der gleichen Aussage: "Wie können Sie es wagen, die IDF mit der Wehrmacht zu vergleichen." Aber im Nachhinein glaube ich, dass dieser Austausch etwas über seinen späteren intellektuellen Weg verrät. Denn wie wir aus seinem späteren Engagement für den Osloer Friedensprozess wissen, erkannte er schließlich, dass Israel den militärischen, politischen und moralischen Preis der Besatzung auf Dauer nicht tragen konnte.

Seit 1989 lehre ich in den Vereinigten Staaten. Ich habe viel über Krieg, Völkermord, Nazismus, Antisemitismus und den Holocaust geschrieben und versucht, die Zusammenhänge zwischen der industriellen Tötung von Soldaten im Ersten Weltkrieg und der Ausrottung der Zivilbevölkerung durch Hitlers Regime zu verstehen. Neben anderen Projekten habe ich viele Jahre damit verbracht, den Wandel der Heimatstadt meiner Mutter - Buchach in Polen (heute Ukraine) - von einer Gemeinde des interethnischen Zusammenlebens zu einer Gemeinde zu erforschen, in der sich die nichtjüdische Bevölkerung unter der Nazi-Besatzung gegen ihre jüdischen Nachbarn wandte. Die Deutschen kamen zwar mit dem ausdrücklichen Ziel in die Stadt, die Juden zu ermorden, aber die Geschwindigkeit und Effizienz der Tötung wurde durch die

Zusammenarbeit mit den Einheimischen erheblich erleichtert. Diese Einheimischen wurden durch bereits bestehende Ressentiments und Hass motiviert, die auf das Aufkommen des Ethnonationalismus in den vorangegangenen Jahrzehnten und die vorherrschende Ansicht, dass die Juden nicht zu den nach dem Ersten Weltkrieg geschaffenen neuen Nationalstaaten gehörten, zurückgeführt werden können.

In den Monaten seit dem 7. Oktober ist das, was ich im Laufe meines Lebens und meiner beruflichen Laufbahn gelernt habe, schmerzhafter als je zuvor geworden. Wie viele andere habe auch ich diese letzten Monate als emotional und intellektuell herausfordernd empfunden. Wie viele andere sind auch Familienmitglieder von mir und meinen Freunden direkt von der Gewalt betroffen. An Trauer mangelt es nicht, wohin man sich auch wendet.

Der Hamas-Anschlag vom 7. Oktober war ein enormer Schock für die israelische Gesellschaft, von dem sie sich bis heute nicht erholt hat. Es war das erste Mal, dass Israel für längere Zeit die Kontrolle über einen Teil seines Territoriums verloren hat, wobei die IDF nicht in der Lage waren, das Massaker an mehr als 1.200 Menschen - von denen viele auf grausamste Weise getötet wurden - und die Entführung von weit über 200 Geiseln, darunter zahlreiche Kinder, zu verhindern. Das Gefühl, vom Staat im Stich gelassen zu werden, und die anhaltende Unsicherheit - mit Zehntausenden von israelischen Bürgern, die noch immer aus ihren Häusern entlang des Gazastreifens und an der libanesischen Grenze vertrieben wurden - sind tiefgreifend.

Heute herrschen in weiten Teilen der israelischen Öffentlichkeit, einschließlich derjenigen, die gegen die Regierung sind, zwei Gefühle vor.

Das erste ist eine Kombination aus Wut und Angst, der Wunsch, die Sicherheit um jeden Preis wiederherzustellen, und ein völliges Misstrauen gegenüber politischen Lösungen, Verhandlungen und Versöhnung. Der Militärtheoretiker Carl von Clausewitz stellte fest, dass der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, und warnte davor, dass er ohne ein definiertes politisches Ziel zu grenzenloser Zerstörung führen würde. Die Stimmung, die jetzt in Israel vorherrscht, droht ebenfalls, den Krieg zu seinem eigenen Zweck zu machen. In dieser Sichtweise ist die Politik ein Hindernis für die Erreichung von Zielen und nicht ein Mittel zur Begrenzung der Zerstörung. Dies ist eine Sichtweise, die letztlich nur zur Selbstvernichtung führen kann.

Das zweite vorherrschende Gefühl - oder vielmehr das Fehlen eines Gefühls - ist die Kehrseite des ersten. Es ist die völlige Unfähigkeit der heutigen israelischen Gesellschaft, Mitgefühl für die Bevölkerung des Gazastreifens zu empfinden. Die Mehrheit, so scheint es, will nicht einmal wissen, was in Gaza geschieht, und dieser Wunsch spiegelt sich in der Fernsehberichterstattung wider. Die israelischen Fernsehnachrichten beginnen in diesen Tagen in der Regel mit Berichten über die Beerdigung von Soldaten, die bei den Kämpfen in Gaza gefallen sind und stets als Helden bezeichnet werden, gefolgt von

Schätzungen, wie viele Hamas-Kämpfer "liquidiert" wurden. Hinweise auf den Tod palästinensischer Zivilisten sind selten und werden in der Regel als Teil der feindlichen Propaganda oder als Anlass für unerwünschten internationalen Druck dargestellt. Angesichts so vieler Toter wirkt dieses ohrenbetäubende Schweigen nun wie eine eigene Form der Rachsucht.

Natürlich hat sich die israelische Öffentlichkeit längst an die brutale Besatzung gewöhnt, die das Land in 57 der 76 Jahre seines Bestehens geprägt hat. Aber das Ausmaß dessen, was die IDF derzeit in Gaza verübt, ist ebenso beispiellos wie die völlige Gleichgültigkeit der meisten Israelis gegenüber dem, was in ihrem Namen geschieht. 1982 protestierten Hunderttausende Israelis gegen das Massaker an der palästinensischen Bevölkerung in den Flüchtlingslagern Sabra und Schatila im Westen Beiruts durch christliche maronitische Milizen, das von der IDF unterstützt wurde. Heute ist eine solche Reaktion unvorstellbar. Die Art und Weise, wie die Augen der Menschen glasig werden, wenn man das Leiden der palästinensischen Zivilbevölkerung und den Tod von Tausenden von Kindern, Frauen und älteren Menschen erwähnt, ist zutiefst beunruhigend.

Wenn ich diesmal meine Freunde in Israel traf, hatte ich oft das Gefühl, dass sie Angst hatten, ich könnte sie in ihrem Kummer stören, und dass ich, da ich nicht im Lande lebe, ihren Schmerz, ihre Angst, ihre Fassungslosigkeit und ihre Hilflosigkeit nicht nachvollziehen könnte. Jede Andeutung, dass das Leben auf dem Lande sie gegenüber dem Schmerz der anderen betäubt hat - dem Schmerz, der schließlich in ihrem Namen zugefügt wurde - führte nur zu einer Mauer des Schweigens, zu einem Rückzug in sich selbst oder zu einem schnellen Themenwechsel. Der Eindruck, den ich gewann, war einheitlich: Wir haben keinen Platz in unseren Herzen, wir haben keinen Platz in unseren Gedanken, wir wollen nicht darüber sprechen oder gezeigt bekommen, was unsere eigenen Soldaten, unsere Kinder oder Enkel, unsere Brüder und Schwestern, gerade jetzt in Gaza tun. Wir müssen uns auf uns selbst konzentrieren, auf unser Trauma, unsere Angst und unsere Wut.

In einem Interview vom 7. März 2024 äußerte sich der Schriftsteller, Landwirt und Wissenschaftler Zeev Smilansky in einer Weise, die ich schockierend fand, gerade weil sie von ihm kam. Ich kenne Smilansky seit mehr als einem halben Jahrhundert. Er ist der Sohn des berühmten israelischen Schriftstellers S. Yizhar, dessen Novelle Khirbet Khizeh aus dem Jahr 1949 der erste Text in der israelischen Literatur war, der sich mit dem Unrecht der Nakba auseinandersetzte, der Vertreibung von 750 000 Palästinensern aus dem heutigen Staat Israel im Jahr 1948. Smilansky sprach über seinen eigenen Sohn Offer, der in Brüssel lebt:

Offer sagt, dass für ihn jedes Kind ein Kind ist, egal ob es in Gaza oder hier ist. Ich fühle nicht so wie er. Unsere Kinder hier sind für mich wichtiger. Es gibt dort eine schockierende humanitäre Katastrophe, das verstehe ich, aber mein Herz ist blockiert und mit unseren Kindern und unseren Geiseln gefüllt ... In

meinem Herzen ist kein Platz für die Kinder in Gaza, so schockierend und schrecklich es auch ist, und obwohl ich weiß, dass Krieg keine Lösung ist.

Ich höre Maoz Inon zu, der beide Eltern verloren hat [die am 7. Oktober von der Hamas ermordet wurden] ... und der so schön und überzeugend über die Notwendigkeit spricht, nach vorne zu blicken, dass wir Hoffnung bringen und Frieden wollen müssen, weil Kriege nichts bewirken, und ich stimme ihm zu. Ich stimme ihm zu, aber ich kann nicht die Kraft in meinem Herzen finden, mit all meinen linken Neigungen und meiner Liebe für die Menschheit, ich kann es nicht ... Es ist nicht nur die Hamas, es sind alle Gazaner, die zustimmen, dass es in Ordnung ist, jüdische Kinder zu töten, dass dies eine lohnende Sache ist ... Mit Deutschland gab es eine Versöhnung, aber sie haben sich entschuldigt und Reparationen gezahlt, und was [wird] hier passieren? Auch wir haben furchtbare Dinge getan, aber nichts, was mit dem vergleichbar wäre, was hier am 7. Oktober passiert ist. Es wird notwendig sein, sich zu versöhnen, aber wir brauchen etwas Abstand.

Dies war eine weit verbreitete Meinung unter vielen linksgerichteten, liberalen Freunden und Bekannten, mit denen ich in Israel sprach. Es war natürlich etwas ganz anderes als das, was rechte Politiker und Medienvertreter seit dem 7. Oktober sagen. Viele meiner Freunde erkennen die Ungerechtigkeit der Besatzung an und bekennen sich, wie Smilansky sagte, zu einer "Liebe zur Menschlichkeit". Aber in diesem Moment, unter diesen Umständen, ist dies nicht das, worauf sie sich konzentrieren. Stattdessen sind sie der Meinung, dass im Kampf zwischen Gerechtigkeit und Existenz die Existenz den Sieg davontragen muss, und dass im Kampf zwischen einer gerechten Sache und einer anderen - der der Israelis und der der Palästinenser - unsere eigene Sache den Sieg davontragen muss, egal um welchen Preis. Denjenigen, die an dieser eindeutigen Entscheidung zweifeln, wird der Holocaust als Alternative präsentiert, auch wenn er für den gegenwärtigen Moment irrelevant ist.

Dieses Gefühl ist nicht plötzlich am 7. Oktober entstanden. Seine Wurzeln liegen viel tiefer.

Am 30. April 1956 hielt Moshe Dayan, der damalige Stabschef der IDF, eine kurze Rede, die zu einer der berühmtesten in der Geschichte Israels werden sollte. Er sprach bei der Beerdigung von Ro'i Rothberg, einem jungen Sicherheitsoffizier des neu gegründeten Kibbuz Nahal Oz, der 1951 von den IDF gegründet und zwei Jahre später in eine zivile Gemeinde umgewandelt wurde, zu den Trauernden. Der Kibbuz befand sich nur wenige hundert Meter von der Grenze zum Gazastreifen entfernt, gegenüber dem palästinensischen Viertel Shuja'iyya.

Rothberg war am Vortag ermordet worden, und seine Leiche wurde über die Grenze geschleppt und verstümmelt, bevor sie mit Hilfe der Vereinten Nationen in israelische Hände zurückgegeben wurde. Dayans Rede ist zu einer Ikone

geworden, die bis heute sowohl von der politischen Rechten als auch von der Linken verwendet wird:

Gestern Morgen wurde Ro'i ermordet. Geblendet von der Stille des Morgens, sah er nicht die, die ihm am Rande der Furche auflauerten. Lasst uns die Mörder heute nicht anklagen. Warum sollten wir sie für ihren brennenden Hass auf uns verantwortlich machen? Seit acht Jahren leben sie in den Flüchtlingslagern von Gaza, während wir vor ihren Augen das Land und die Dörfer, in denen sie und ihre Vorfahren gelebt haben, in unser Eigentum verwandelt haben.

Wir sollten das Blut von Roi nicht bei den Arabern in Gaza suchen, sondern bei uns selbst. Wie konnten wir unsere Augen verschließen und uns unserem Schicksal nicht offen stellen, uns der Mission unserer Generation in all ihrer Grausamkeit nicht stellen? Haben wir vergessen, dass diese Gruppe von Jungs, die in Nahal Oz wohnt, auf ihren Schultern die schweren Tore von Gaza trägt, auf deren anderer Seite sich Hunderttausende von Augen und Händen drängen, die auf unseren Moment der Schwäche warten, damit sie uns auseinanderreißen können - haben wir das vergessen?...

Wir sind die Generation der Siedler; ohne einen Stahlhelm und die Mündung der Kanone werden wir nicht in der Lage sein, einen Baum zu pflanzen und ein Haus zu bauen. Unsere Kinder werden kein Leben haben, wenn wir keine Unterkünfte graben, und ohne Stacheldraht und Maschinengewehre werden wir nicht in der Lage sein, Straßen zu pflastern und Wasserbrunnen zu graben. Millionen von Juden, die ausgerottet wurden, weil sie kein Land hatten, blicken aus der Asche der israelischen Geschichte auf uns und befahlen uns, ein Land für unser Volk zu besiedeln und wiederzuerrichten. Doch jenseits der Grenzfurche erhebt sich ein Meer von Hass und Rachegelüsten, das auf den Moment wartet, in dem die Ruhe unsere Bereitschaft abstumpft, auf den Tag, an dem wir den Botschaftern der verschwörerischen Heuchelei Gehör schenken, die uns auffordern, die Waffen niederzulegen ...

Lasst uns nicht davor zurückschrecken, den Abscheu zu sehen, der das Leben von Hunderttausenden von Arabern begleitet und erfüllt, die um uns herum wohnen und auf den Moment warten, in dem sie nach unserem Blut greifen können. Wenden wir unsere Augen nicht ab, damit unsere Hände nicht schwach werden. Dies ist das Schicksal unserer Generation. Dies ist die Entscheidung unseres Lebens - bereit und bewaffnet und stark und zäh zu sein. Denn wenn das Schwert aus unserer Faust fällt, wird unser Leben ausgelöscht werden.

Am nächsten Tag nahm Dayan seine Rede für das israelische Radio auf. Doch etwas fehlte. Es fehlte der Hinweis auf die Flüchtlinge, die den Juden dabei zusahen, wie sie das Land bebauten, von dem sie vertrieben worden waren, und die man nicht dafür verantwortlich machen sollte, dass sie ihre Enteigner hassten. Obwohl er diese Zeilen bei der Beerdigung geäußert und anschließend

geschrieben hatte, ließ Dayan sie in der aufgezeichneten Fassung weg. Auch er hatte dieses Land vor 1948 gekannt. Er erinnerte sich an die palästinensischen Dörfer und Städte, die zerstört wurden, um Platz für jüdische Siedler zu schaffen. Er hatte Verständnis für die Wut der Flüchtlinge jenseits des Zauns. Aber er glaubte auch fest an das Recht und die dringende Notwendigkeit einer jüdischen Siedlung und Staatlichkeit. Im Kampf zwischen der Beseitigung von Ungerechtigkeit und der Übernahme des Landes entschied er sich für die eine Seite, wohl wissend, dass sein Volk damit dazu verdammt war, sich für immer auf die Waffe zu verlassen. Dayan wusste auch genau, was die israelische Öffentlichkeit akzeptieren konnte. Seine Ambivalenz in Bezug auf die Frage, wo Schuld und Verantwortung für Ungerechtigkeit und Gewalt liegen, und seine deterministische, tragische Sicht der Geschichte führten dazu, dass die beiden Versionen seiner Rede schließlich sehr unterschiedliche politische Richtungen ansprachen.

Moshe Dayan, der damalige israelische Verteidigungsminister, mit Henry Kissinger, dem nationalen Sicherheitsberater der USA, im Jahr 1974.

Moshe Dayan, der damalige israelische Verteidigungsminister, mit Henry Kissinger, dem nationalen Sicherheitsberater der USA, im Jahr 1974. Foto: PhotoQuest/Getty Images

Jahrzehnte später, nach vielen weiteren Kriegen und Strömen von Blut, betitelte Dayan sein letztes Buch *Shall the Sword Devour Forever?* Das 1981 veröffentlichte Buch beschreibt seine Rolle beim Abschluss eines Friedensabkommens mit Ägypten zwei Jahre zuvor. Er hatte endlich die Wahrheit über den zweiten Teil des Bibelverses erfahren, aus dem er den Titel des Buches entnommen hatte: "Weißt du nicht, dass es am Ende Bitterkeit sein wird?"

Aber in seiner Rede von 1956, in der er auf das Tragen der schweren Tore von Gaza und auf die Palästinenser anspielte, die auf einen Moment der Schwäche warten, spielte Dayan auf die biblische Geschichte von Samson an. Der Israelit Samson, dessen übermenschliche Kraft von seinem langen Haar herrührte, hatte die Angewohnheit, in Gaza Prostituierte aufzusuchen, wie sich seine Zuhörer erinnern werden. Die Philister, die ihn als ihren Todfeind betrachteten, hofften, ihn vor den verschlossenen Toren der Stadt in einen Hinterhalt locken zu können. Aber Simson hob die Tore einfach auf seine Schultern und lief frei. Erst als seine Geliebte Delila ihn austrickste und ihm die Haare abschnitt, konnten die Philister ihn gefangen nehmen und einkerkern, indem sie ihm die Augen ausstachen (wie es auch die Gazaner getan haben sollen, die Ro'i verstümmelten) und ihn so noch machtloser machten. Doch in einem letzten Akt der Tapferkeit, als er von seinen Entführern verhöhnt wird, ruft Simson die Hilfe Gottes an, ergreift die Säulen des Tempels, zu dem er geführt worden war, stürzt sie auf die ihn umgebende fröhliche Menge und ruft: "Lasst mich mit den Philistern sterben!"

Diese Tore von Gaza sind tief in der zionistischen israelischen Vorstellungswelt verankert, ein Symbol für die Kluft zwischen uns und den "Barbaren". Im Fall

von Ro'i, so Dayan, "verstopfte die Sehnsucht nach Frieden seine Ohren, und er hörte die Stimme des Mordes nicht, die im Hinterhalt lag. Die Tore von Gaza lasteten zu schwer auf seinen Schultern und brachten ihn zu Fall".

Am 8. Oktober 2023 wandte sich Staatspräsident Isaac Herzog an die israelische Öffentlichkeit und zitierte die letzte Zeile von Dayans Rede: "Dies ist das Schicksal unserer Generation. Dies ist die Entscheidung unseres Lebens - bereit und bewaffnet und stark und zäh zu sein. Denn wenn das Schwert aus unserer Faust fällt, wird unser Leben ausgelöscht werden." Am Tag zuvor, 67 Jahre nach Ro'i's Tod, hatten militante Hamas-Kämpfer 15 Bewohner des Kibbuz Nahal Oz ermordet und acht Geiseln genommen. Seit dem israelischen Vergeltungsangriff auf den Gazastreifen wurde das palästinensische Viertel Shuja'iyya gegenüber dem Kibbuz, in dem 100.000 Menschen lebten, von der Bevölkerung geräumt und in einen riesigen Schutthaufen verwandelt.

Einer der seltenen literarischen Versuche, die grimmige Logik der israelischen Kriege aufzudecken, ist Anadad Eldans außergewöhnliches Gedicht Samson Tearing His Clothes aus dem Jahr 1971, in dem dieser alte hebräische Held in den Gazastreifen eindringt und ihn wieder verlässt und dabei nur Verwüstung hinterlässt. Samson, der Held, der Prophet, der den ewigen Feind der Nation bezwingt, verwandelt sich in ihren Todesengel, einen Tod, den er, wie wir uns erinnern, am Ende auch über sich selbst bringt, in einer großartigen selbstmörderischen Aktion, die bis heute durch die Generationen nachhallt.

Als ich nach
nach Gaza ging, traf ich
Samson, der herauskam und seine Kleider zerriss
über sein zerkratztes Gesicht flossen Flüsse
und die Häuser beugten sich, um ihn durchzulassen
vorbei
seine Schmerzen entwurzelten Bäume und verfangen sich im
verworrenen
Wurzeln. In den Wurzeln waren Strähnen seines
Haare.
Sein Kopf glänzte wie ein Schädel aus Stein
und seine schwankenden Schritte zerrissen meine Tränen
Samson ging und schleppte eine müde Sonne
zerbrach Fensterscheiben und Ketten im Meer von Gaza
ertränkt wurden. Ich hörte, wie
die Erde unter seinen Schritten stöhnte,
wie er ihr den Bauch aufschlitzte. Samsons
Schuhe kreischten, als er ging.

Der 1924 in Polen als Avraham Bleiberg geborene Eldan kam als Kind nach Palästina, kämpfte im Krieg von 1948 und zog 1960 in den Kibbuz Be'eri, etwa 4 km vom Gazastreifen entfernt. Am 7. Oktober 2023 überlebten der 99-jährige Eldan und seine Frau das Massaker an etwa hundert Bewohnern des

Kibbuz, als die Militanten, die in ihr Haus eindrangen, sie aus unerklärlichen Gründen verschonten.

Nach dem 7. Oktober, als dieser obskure Dichter auf wundersame Weise überlebte, wurde ein anderes Werk von ihm in den israelischen Medien verbreitet. Denn es schien, als hätte Eldan, der seit langem über Leid und Schmerz aufgrund von Unterdrückung und Ungerechtigkeit berichtet, die Katastrophe, die sein Haus heimsuchte, vorausgesehen. Im Jahr 2016 hatte er eine Gedichtsammlung mit dem Titel Sechs Stunden der Morgendämmerung veröffentlicht. Das war die Stunde, in der der Hamas-Angriff begann. Das Buch enthält das erschütternde Gedicht An den Mauern von Be'eri, in dem er den Tod seiner Tochter durch Krankheit betrauert (der Name des Kibbuz bedeutet auf Hebräisch auch "mein Brunnen").

Nach dem 7. Oktober scheint das Gedicht auf unheimliche Weise sowohl die Zerstörung vorauszusagen als auch eine bestimmte Sichtweise des Zionismus zu vermitteln, die ihren Ursprung in der Katastrophe und Verzweiflung der Diaspora hat und die Nation in ein verfluchtes Land führt, in dem die Kinder von ihren Eltern begraben werden, und dennoch die Hoffnung auf einen neuen und hoffnungsvollen Aufbruch in Aussicht stellt:

Auf die Mauern von Be'eri habe ich ihre Geschichte geschrieben
aus Ursprüngen und Tiefen, die von der Kälte zerfranst sind
als sie lasen, was im Schmerz geschah und ihre Lichter
in den Nebel und die Dunkelheit der Nacht stürzten und ein Heulen
hervorriefen
Gebet, denn ihre Kinder sind gefallen und eine Tür ist verschlossen
für die Gnade des Himmels atmen sie Verzweiflung und Kummer
wer wird die untröstlichen Eltern trösten, denn ein Fluch
flüstert, es werde weder Tau noch Regen geben, du darfst weinen, wenn du
kannst
es gibt eine Zeit, in der die Dunkelheit brüllt, aber es gibt eine
Morgendämmerung und Strahlen

Wie Dayans Lobrede auf Ro'i hat auch On the Walls of Be'eri für verschiedene Menschen unterschiedliche Bedeutungen. Soll es als Klage über die Zerstörung eines schönen und unschuldigen Kibbuz in der Wüste gelesen werden, oder ist es ein Schrei des Schmerzes über die endlose blutige Vendetta zwischen den beiden Völkern dieses Landes? Der Dichter hat uns nicht gesagt, was er meint, wie es bei Dichtern üblich ist. Schließlich hat er es vor Jahren in Trauer um seine geliebte Tochter geschrieben. Aber in Anbetracht seines langjährigen stillen, präzisen und eindringlichen Werks scheint es nicht abwegig zu sein, zu glauben, dass das Gedicht ein Aufruf zur Versöhnung und Koexistenz war und nicht zu weiteren Zyklen des Blutvergießens und der Rache.

Zufälligerweise habe ich eine persönliche Verbindung zum Kibbuz Be'eri. Dort ist meine Schwiegertochter aufgewachsen, und meine Reise nach Israel im Juni

diente vor allem dazu, die Zwillinge - meine Enkelkinder - zu besuchen, die sie im Januar 2024 zur Welt gebracht hatte. Der Kibbuz war jedoch verlassen worden. Mein Sohn, meine Schwiegertochter und ihre Kinder waren mit einer Familie von Überlebenden - engen Verwandten, deren Vater immer noch als Geisel festgehalten wird - in eine nahegelegene leerstehende Wohnung gezogen, was eine unvorstellbare Kombination aus neuem Leben und untröstlichem Leid in einem Haus ergab.

Ich war nicht nur nach Israel gekommen, um meine Familie zu besuchen, sondern auch, um Freunde zu treffen. Ich hoffte, mir einen Reim darauf machen zu können, was in dem Land seit Beginn des Krieges geschehen war. Die abgebrochene Vorlesung an der BGU stand nicht ganz oben auf meiner Tagesordnung. Doch als ich an jenem Tag Mitte Juni im Hörsaal ankam, wurde mir schnell klar, dass diese brisante Situation auch einige Hinweise auf die Mentalität einer jüngeren Generation von Studenten und Soldaten liefern könnte.

Nachdem wir uns hingesetzt und zu reden begonnen hatten, wurde mir klar, dass die Studenten sich Gehör verschaffen wollten und dass niemand, vielleicht nicht einmal ihre eigenen Professoren und Universitätsverwalter, daran interessiert war, ihnen zuzuhören. Meine Anwesenheit und ihr vages Wissen um meine Kritik am Krieg lösten in ihnen das Bedürfnis aus, mir, aber vielleicht auch sich selbst, zu erklären, woran sie als Soldaten und als Bürger beteiligt gewesen waren.

Eine junge Frau, die erst kürzlich von einem langen Militärdienst im Gazastreifen zurückgekehrt war, sprang auf die Bühne und sprach eindringlich über die Freunde, die sie verloren hatte, über das böse Wesen der Hamas und die Tatsache, dass sie und ihre Kameraden sich opferten, um die zukünftige Sicherheit des Landes zu gewährleisten. Nach der Hälfte ihrer Rede brach sie in Tränen aus und trat von der Bühne zurück. Ein junger Mann, gesammelt und wortgewandt, wies meinen Hinweis zurück, dass Kritik an der israelischen Politik nicht unbedingt antisemitisch motiviert sei. Dann begann er mit einem kurzen Überblick über die Geschichte des Zionismus als Antwort auf den Antisemitismus und als politischer Weg, den kein Nichtjude verleugnen darf. Sie waren zwar über meine Ansichten verärgert und durch ihre eigenen jüngsten Erfahrungen in Gaza aufgewühlt, aber die von den Studenten geäußerten Meinungen waren keineswegs außergewöhnlich. Sie spiegelten einen viel größeren Teil der öffentlichen Meinung in Israel wider.

Da sie wussten, dass ich zuvor vor einem Völkermord gewarnt hatte, waren die Schüler besonders darauf bedacht, mir zu zeigen, dass sie menschlich sind, dass sie keine Mörder sind. Sie bezweifelten nicht, dass die IDF tatsächlich die moralischste Armee der Welt sei. Aber sie waren auch davon überzeugt, dass jeder Schaden, der den Menschen und Gebäuden im Gazastreifen zugefügt wurde, völlig gerechtfertigt war, dass alles die Schuld der Hamas war, die sie als menschliche Schutzschilde benutzte.

Sie zeigten mir Fotos auf ihren Handys, um zu beweisen, dass sie sich Kindern gegenüber bewundernswert verhalten hatten, leugneten, dass es im Gazastreifen Hunger gab, bestanden darauf, dass die systematische Zerstörung von Schulen, Universitäten, Krankenhäusern, öffentlichen Gebäuden, Wohnhäusern und Infrastruktur notwendig und gerechtfertigt war. Sie betrachteten jede Kritik anderer Länder und der Vereinten Nationen an der israelischen Politik schlicht als antisemitisch.

Anders als die Mehrheit der Israelis hatten diese jungen Leute die Zerstörung des Gazastreifens mit eigenen Augen gesehen. Mir schien, dass sie nicht nur eine bestimmte Sichtweise verinnerlicht hatten, die in Israel alltäglich geworden ist - nämlich dass die Zerstörung des Gazastreifens als solche eine legitime Reaktion auf den 7. Oktober war -, sondern auch eine Denkweise entwickelt hatten, die ich vor vielen Jahren beobachtet hatte, als ich das Verhalten, die Weltanschauung und das Selbstverständnis von Bundeswehrsoldaten im Zweiten Weltkrieg untersucht hatte. Soldaten, die bestimmte Feindbilder verinnerlicht haben - die Bolschewiken als Untermenschen, die Hamas als menschliche Tiere - und die breite Bevölkerung als weniger menschlich und rechtlos ansehen, neigen dazu, Gräueltaten, die sie beobachten oder begehen, nicht dem eigenen Militär oder sich selbst, sondern dem Feind zuzuschreiben.

Tausende von Kindern wurden getötet? Das ist die Schuld des Feindes. Unsere eigenen Kinder wurden getötet? Das ist sicherlich die Schuld des Feindes. Wenn die Hamas ein Massaker in einem Kibbuz verübt, sind sie Nazis. Wenn wir 2.000-Pfund-Bomben auf Flüchtlingsunterkünfte abwerfen und Hunderte von Zivilisten töten, dann ist die Hamas schuld, weil sie sich in der Nähe dieser Unterkünfte versteckt. Nach dem, was sie uns angetan haben, haben wir keine andere Wahl, als sie auszurotten. Nach dem, was wir ihnen angetan haben, können wir uns nur vorstellen, was sie uns antun würden, wenn wir sie nicht vernichten. Wir haben einfach keine andere Wahl.

Mitte Juli 1941, nur wenige Wochen nachdem Deutschland den von Hitler ausgerufenen "Vernichtungskrieg" gegen die Sowjetunion begonnen hatte, schrieb ein deutscher Unteroffizier von der Ostfront nach Hause:

Das deutsche Volk ist unserem Führer zu großem Dank verpflichtet, denn wenn diese Bestien, die hier unsere Feinde sind, nach Deutschland gekommen wären, hätten solche Morde stattgefunden, wie sie die Welt noch nie gesehen hat ... Was wir gesehen haben ... grenzt an das Unglaubliche ... Und wenn man Der Stürmer [eine Nazizeitung] liest und die Bilder betrachtet, ist das nur eine schwache Illustration dessen, was wir hier sehen, und der Verbrechen, die hier von den Juden begangen werden.

Ein im Juni 1941 herausgegebenes Propagandablatt der Armee zeichnete ein ähnlich alptraumhaftes Bild der politischen Offiziere der Roten Armee, das viele Soldaten bald als Spiegelbild der Realität empfanden:

Jeder, der einmal in das Gesicht eines roten Kommissars geschaut hat, weiß, wie die Bolschewiken sind. Da braucht es keine theoretischen Ausdrücke. Wir würden die Tiere beleidigen, wenn wir diese meist jüdischen Männer als Bestien bezeichnen würden. Sie sind die Verkörperung des satanischen und wahnsinnigen Hasses gegen die gesamte edle Menschheit ... [Sie] hätten allem sinnvollen Leben ein Ende bereitet, wenn dieser Ausbruch nicht im letzten Moment eingedämmt worden wäre.

Israels Premierminister Benjamin Netanjahu besucht Rafah im Gazastreifen am 18. Juli 2024.

Israels Premierminister Benjamin Netanjahu besucht Rafah im Gazastreifen am 18. Juli 2024. Foto: Avi Ohayon/Israel Gpo/Zuma Press Wire/Rex/Shutterstock

Zwei Tage nach dem Hamas-Angriff erklärte Verteidigungsminister Yoav Gallant: "Wir kämpfen gegen menschliche Tiere, und wir müssen entsprechend handeln", und fügte später hinzu, dass Israel "ein Viertel nach dem anderen in Gaza zerstören" werde. Der frühere Premierminister Naftali Bennett bestätigte dies: "Wir kämpfen gegen Nazis." Premierminister Benjamin Netanjahu forderte die Israelis auf, "sich daran zu erinnern, was Amalek euch angetan hat", und spielte damit auf die biblische Aufforderung an, die "Männer und Frauen, Kinder und Säuglinge" von Amalek auszurotten. In einem Radiointerview sagte er über die Hamas: "Ich bezeichne sie nicht als menschliche Tiere, denn das wäre eine Beleidigung für Tiere". Der stellvertretende Knesset-Sprecher Nissim Vaturi schrieb auf X, dass Israels Ziel die "Auslöschung des Gazastreifens vom Angesicht der Erde" sein sollte. Im israelischen Fernsehen erklärte er: "Es gibt keine unbeteiligten Menschen ... wir müssen dort hineingehen und töten, töten, töten. Wir müssen sie töten, bevor sie uns töten." Finanzminister Bezalel Smotrich betonte in einer Rede: "Das Werk muss vollendet werden ... Totale Zerstörung. Das Gedenken an Amalek muss unter dem Himmel ausgelöscht werden." Avi Dichter, Landwirtschaftsminister und ehemaliger Leiter des Geheimdienstes Shin Bet, sprach von der "Ausrollung der Nakba von Gaza". Ein 95-jähriger israelischer Militärveteran, der in seiner Motivationsrede an die IDF-Soldaten, die sich auf den Einmarsch in den Gazastreifen vorbereiteten, dazu aufforderte, "die Erinnerung an sie, ihre Familien, Mütter und Kinder auszulöschen", wurde vom israelischen Staatspräsidenten Herzog mit einer Ehrenurkunde ausgezeichnet, weil er "Generationen von Soldaten ein wunderbares Beispiel gegeben hat". Kein Wunder, dass die IDF-Soldaten im Gazastreifen in den sozialen Medien unzählige Beiträge veröffentlicht haben, in denen sie dazu aufriefen, "die Araber zu töten", "ihre Mütter zu verbrennen" und den Gazastreifen "platt zu machen". Es sind keine disziplinarischen Maßnahmen seitens der Kommandeure bekannt.

Das ist die Logik der endlosen Gewalt, eine Logik, die es erlaubt, ganze Bevölkerungen zu vernichten und sich dabei völlig gerechtfertigt zu fühlen. Es ist eine Logik der Opferrolle - wir müssen sie töten, bevor sie uns töten, so wie sie es zuvor getan haben - und nichts stärkt die Gewalt mehr als ein gerechtfertigtes Gefühl der Opferrolle. Schaut euch an, was uns 1918 passiert ist, sagten deutsche Soldaten 1942 und erinnerten an den propagandistischen "Dolchstoß"-Mythos, der Deutschlands katastrophale Niederlage im Ersten Weltkrieg auf jüdischen und kommunistischen Verrat zurückführte. Schauen Sie sich an, was uns im Holocaust passiert ist, als wir darauf vertrauten, dass andere zu unserer Rettung kommen würden, sagen die IDF-Soldaten im Jahr 2024 und erteilen sich damit selbst einen Freibrief für wahllose Zerstörung auf der Grundlage einer falschen Analogie zwischen Hamas und den Nazis.

Die jungen Männer und Frauen, mit denen ich an diesem Tag sprach, waren voller Wut, nicht so sehr auf mich - sie beruhigten sich ein wenig, als ich meinen eigenen Militärdienst erwähnte -, sondern weil sie sich, so glaube ich, von allen um sie herum verraten fühlten. Verraten von den Medien, die sie als zu kritisch empfanden, von hochrangigen Kommandeuren, die sie für zu nachsichtig gegenüber den Palästinensern hielten, von Politikern, die es nicht geschafft hatten, das Fiasko des 7. Oktober zu verhindern, von der Unfähigkeit der IDF, den "totalen Sieg" zu erringen, von Intellektuellen und Linken, die sie zu Unrecht kritisierten, von der US-Regierung, die nicht schnell genug ausreichend Munition lieferte, und von all den heuchlerischen europäischen Politikern und antisemitischen Studenten, die gegen ihre Aktionen in Gaza protestierten. Sie schienen ängstlich, unsicher und verwirrt zu sein, und einige litten wahrscheinlich auch unter PTBS.

Ich erzählte ihnen die Geschichte, wie 1930 das deutsche Studentenwerk demokratisch von den Nazis übernommen wurde. Die Studenten von damals fühlten sich durch den Verlust des Ersten Weltkriegs, den Verlust von Chancen durch die Wirtschaftskrise und den Verlust von Land und Prestige nach dem demütigenden Friedensvertrag von Versailles verraten. Sie wollten Deutschland wieder groß machen, und Hitler schien dieses Versprechen erfüllen zu können. Deutschlands innere Feinde wurden beseitigt, seine Wirtschaft florierte, andere Nationen fürchteten es wieder, und dann zog es in den Krieg, eroberte Europa und ermordete Millionen von Menschen. Schließlich wurde das Land völlig zerstört. Ich habe mich laut gefragt, ob die wenigen deutschen Studenten, die diese 15 Jahre überlebt haben, ihre Entscheidung von 1930, den Nationalsozialismus zu unterstützen, vielleicht bereut haben. Aber ich glaube nicht, dass die jungen Männer und Frauen an der BGU die Tragweite dessen verstanden, was ich ihnen gesagt hatte.

Die Studenten waren beängstigend und verängstigt zugleich, und ihre Angst machte sie umso aggressiver. Dieses Ausmaß an Bedrohung sowie eine gewisse Überschneidung der Meinungen schienen bei ihren Vorgesetzten, den Professoren und Verwaltungsangestellten, Furcht und Unterwürfigkeit hervorgerufen zu haben, die große Zurückhaltung zeigten, sie in irgendeiner

Weise zu disziplinieren. Gleichzeitig jubelten zahlreiche Medienvertreter und Politiker diesen Engeln der Zerstörung zu, nannten sie Helden, kurz bevor sie sie unter die Erde brachten und sich von ihren trauernden Familien abwandten. Die gefallenen Soldaten seien für eine gute Sache gestorben, wird den Familien gesagt. Aber niemand nimmt sich die Zeit, um zu erklären, was diese Sache eigentlich ist, abgesehen vom bloßen Überleben durch immer mehr Gewalt.

Und so taten mir auch diese Studenten leid, die sich nicht bewusst waren, wie sie manipuliert worden waren. Aber ich verließ das Treffen mit einer gewissen Beklemmung und Vorahnung.

Als ich Ende Juni in die Vereinigten Staaten zurückkehrte, dachte ich über meine Erfahrungen in diesen zwei chaotischen und beunruhigenden Wochen nach. Ich war mir meiner tiefen Verbundenheit mit dem Land, das ich verlassen hatte, bewusst. Dabei geht es nicht nur um meine Beziehung zu meiner israelischen Familie und meinen Freunden, sondern auch um den besonderen Tenor der israelischen Kultur und Gesellschaft, der sich durch einen Mangel an Distanz oder Respekt auszeichnet. Das kann herzerwärmend und aufschlussreich sein; man findet sich fast augenblicklich in intensiven, ja intimen Gesprächen mit anderen auf der Straße, in einem Café, in einer Bar wieder.

Doch genau dieser Aspekt des israelischen Lebens kann auch unendlich frustrierend sein, da es so wenig Respekt vor gesellschaftlichen Anstandsregeln gibt. Es gibt fast einen Kult der Aufrichtigkeit, eine Verpflichtung, seine Meinung zu sagen, egal, mit wem man spricht oder wie sehr man dadurch beleidigt werden könnte. Diese gemeinsame Erwartung schafft sowohl ein Gefühl der Solidarität als auch eine Grenze, die nicht überschritten werden darf. Wenn Sie zu uns gehören, sind wir alle eine Familie. Wenn du dich gegen uns wendest oder auf der anderen Seite der nationalen Kluft stehst, bist du ausgeschlossen und kannst damit rechnen, dass wir hinter dir her sind.

Dies mag auch der Grund dafür gewesen sein, warum ich dieses Mal zum ersten Mal Bedenken hatte, nach Israel zu gehen, und warum ein Teil von mir froh war, wieder abzureisen. Das Land hatte sich auf sichtbare und subtile Weise verändert, auf eine Weise, die eine Barriere zwischen mir als Beobachter von außen und denen, die ein organischer Teil des Landes geblieben sind, hätte bilden können.

Aber ein anderer Teil meiner Befürchtungen hatte mit der Tatsache zu tun, dass sich mein Blick auf das Geschehen in Gaza verändert hatte. Am 10. November 2023 schrieb ich in der New York Times: "Als Historiker des Völkermords glaube ich, dass es keinen Beweis dafür gibt, dass in Gaza ein Völkermord stattfindet, obwohl es sehr wahrscheinlich ist, dass Kriegsverbrechen und sogar Verbrechen gegen die Menschlichkeit geschehen. [...] Wir wissen aus der Geschichte, dass es entscheidend ist, vor einem möglichen Völkermord zu warnen, bevor er stattfindet, anstatt ihn nachträglich

zu verurteilen, wenn er bereits stattgefunden hat. Ich denke, wir haben noch Zeit."

Ich glaube das nicht mehr. Als ich nach Israel reiste, war ich zu der Überzeugung gelangt, dass spätestens seit dem Angriff der IDF auf Rafah am 6. Mai 2024 nicht mehr geleugnet werden kann, dass Israel systematische Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Völkermord begangen hat. Nicht nur, dass dieser Angriff auf die letzte Ansammlung von Gaza-Bewohnern - die meisten von ihnen wurden bereits mehrfach von der IDF vertrieben, die sie nun erneut in eine so genannte sichere Zone drängte - eine völlige Missachtung jeglicher humanitärer Standards zeigte. Es zeigte auch deutlich, dass das ultimative Ziel dieses ganzen Unterfangens von Anfang an darin bestand, den gesamten Gazastreifen unbewohnbar zu machen und seine Bevölkerung so zu schwächen, dass sie entweder ausstirbt oder alle Möglichkeiten nutzt, um aus dem Gebiet zu fliehen. Mit anderen Worten, die Rhetorik der israelischen Führung seit dem 7. Oktober wurde nun in die Realität umgesetzt - nämlich, wie es in der UN-Völkermordkonvention von 1948 heißt, dass Israel "in der Absicht handelt, die palästinensische Bevölkerung im Gazastreifen ganz oder teilweise zu vernichten", "indem es sie tötet, ihr schweren Schaden zufügt oder ihr Lebensbedingungen auferlegt, die ihre Vernichtung herbeiführen sollen".

Dies waren Fragen, die ich nur mit einer kleinen Handvoll Aktivisten, Wissenschaftlern, Völkerrechtsexperten und, was nicht überrascht, palästinensischen Bürgern Israels diskutieren konnte. Außerhalb dieses begrenzten Kreises sind solche Äußerungen über die Unrechtmäßigkeit der israelischen Aktionen in Gaza in Israel ein Gräuel. Selbst die große Mehrheit der Regierungsgegner, die einen Waffenstillstand und die Freilassung der Geiseln fordern, wird sie nicht akzeptieren.

Seit ich von meinem Besuch zurückgekehrt bin, habe ich versucht, meine Erfahrungen dort in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Die Realität vor Ort ist so verheerend, und die Zukunft erscheint so düster, dass ich mir erlaubt habe, mich in eine kontrafaktische Geschichte zu vertiefen und einige hoffnungsvolle Spekulationen über eine andere Zukunft anzustellen. Ich frage mich, was geschehen wäre, wenn der neu gegründete Staat Israel seine Verpflichtung erfüllt hätte, eine Verfassung auf der Grundlage seiner Unabhängigkeitserklärung zu erlassen. Dieselbe Erklärung, in der es heißt, dass Israel "auf Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden gegründet sein wird, wie es die Propheten Israels vorausgesehen haben; es wird allen seinen Einwohnern ungeachtet ihrer Religion, ihrer Ethnie oder ihres Geschlechts die völlige Gleichheit der sozialen und politischen Rechte gewährleisten; es wird Religions-, Gewissens-, Sprach-, Bildungs- und Kulturfreiheit garantieren; es wird die heiligen Stätten aller Religionen schützen; und es wird den Grundsätzen der Charta der Vereinten Nationen treu sein".

Welche Auswirkungen hätte eine solche Verfassung auf das Wesen des Staates gehabt? Wie hätte sie den Wandel des Zionismus von einer Ideologie, die die Juden von der Erniedrigung des Exils und der Diskriminierung befreien und sie mit den anderen Nationen der Welt gleichstellen wollte, zu einer Staatsideologie des Ethnonationalismus, der Unterdrückung anderer, des Expansionismus und der Apartheid gemildert? In den wenigen hoffnungsvollen Jahren des Osloer Friedensprozesses sprach man in Israel davon, es zu einem "Staat aller seiner Bürger" zu machen, Juden wie Palästinenser gleichermaßen. Die Ermordung von Premierminister Rabin im Jahr 1995 setzte diesem Traum ein Ende. Wird es Israel jemals gelingen, die gewalttätigen, ausgrenzenden, militanten und zunehmend rassistischen Aspekte seiner Vision, wie sie heute von so vielen seiner jüdischen Bürger vertreten wird, abzulegen? Wird es jemals in der Lage sein, sich selbst wieder so zu sehen, wie es sich seine Gründer so wortgewandt vorgestellt hatten - als eine Nation, die auf Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden basiert?

Im Moment ist es schwierig, sich solchen Fantasien hinzugeben. Aber vielleicht bete ich gerade wegen des Tiefpunkts, an dem sich die Israelis und noch viel mehr die Palästinenser jetzt befinden, und wegen des Weges der regionalen Zerstörung, auf den ihre Führer sie gebracht haben, dass endlich andere Stimmen laut werden. Denn, um es mit den Worten des Dichters Eldan zu sagen: "Es gibt eine Zeit, in der die Dunkelheit brüllt, aber es gibt auch eine Zeit der Morgendämmerung und des Glanzes".
(Übersetzt mit DeepL)

+++

theguardian.com

As a former IDF soldier and historian of genocide, I was deeply disturbed by my recent visit to Israel

40–50 Minuten

On 19 June 2024, I was scheduled to give a lecture at Ben-Gurion University of the Negev (BGU) in Be'er Sheva, [Israel](#). My lecture was part of an event about the worldwide campus protests against Israel, and I planned to address the war in Gaza and more broadly the question of whether the protests were sincere expressions of outrage or motivated by antisemitism, as some had claimed. But things did not work out as planned.

When I arrived at the entrance to the lecture hall, I saw a group of students congregating. It soon transpired that they were not there to attend the event but to protest against it. The students had been summoned, it appeared, by a WhatsApp message that went out the day before, which flagged the lecture and called for action: “We will not allow it! How long will we commit treason against ourselves?!?!?!?!?”

The message went on to allege that I had signed a petition that described Israel as a “regime of apartheid” (in fact, the petition referred to a regime of apartheid in the West Bank). I was also “accused” of having written an [article](#) for the New York Times, in November 2023, in which I stated that although the statements of Israeli leaders suggested genocidal intent, there was still time to stop Israel from perpetrating genocide. On this, I was guilty as charged. The organiser of the event, the distinguished geographer Oren Yiftachel, was similarly criticised. His offences included having served as the director of the “anti-Zionist” [B’Tselem](#), a globally respected human rights NGO.

As the panel participants and a handful of mostly elderly faculty members filed into the hall, security guards prevented the protesting students from entering. But they did not stop them from keeping the lecture hall door open, calling out slogans on a bullhorn and banging with all their might on the walls.

After over an hour of disruption, we agreed that perhaps the best step forward would be to ask the student protesters to join us for a conversation, on the condition that they stop the disruption. A fair number of those activists eventually walked in and for the next two hours we sat down and talked. As it turned out, most of these young men and women had recently returned from reserve service, during which they had been deployed in the [Gaza](#) Strip.

This was not a friendly or “positive” exchange of views, but it was revealing. These students were not necessarily representative of the student body in Israel as a whole. They were activists in extreme rightwing organisations. But in many ways, what they were saying reflected a much more widespread sentiment in the country.

I had not been to Israel since June 2023, and during this recent visit I found a different country from the one I had known. Although I have worked abroad for many years, Israel is where I was born and raised. It is the place where my parents lived and are buried; it is where my son has established his own family and most of my oldest and best friends live. Knowing the country from the inside and having followed events even more closely than usual since 7 October, I was not entirely surprised by what I encountered on my return, but it was still profoundly disturbing.

In deliberating these issues, I cannot but draw on my personal and professional background. I served in the Israel Defense Forces (IDF) for four years, a term that included the 1973 Yom Kippur War and postings in the West Bank, northern Sinai and Gaza, ending my service as an infantry company commander. During my time in Gaza, I saw first-hand the poverty and hopelessness of Palestinian refugees eking out a living in congested, decrepit neighbourhoods. Most vividly, I remember patrolling the shadeless, silent streets of the Egyptian town of 'Arīsh – which was then occupied by Israel – pierced by the gazes of the fearful, resentful population observing us from their shuttered windows. For the first time, I understood what it meant to occupy another people.

Military service is mandatory for Jewish Israelis when they turn 18 – though there are a few exceptions – but afterwards, you can still be called upon to serve again in the IDF, for training or operational duties, or in case of emergencies such as a war. When I was called up in 1976, I was an undergraduate studying at Tel Aviv University. During that first deployment as a reserve officer, I was severely wounded in a training accident, along with a score of my soldiers. The IDF covered up the circumstances of this event, which was caused by the negligence of the training base commander. I spent most of that first semester in the hospital of Be'er Sheva, but returned to my studies, graduating in 1979 with a speciality in history.

These personal experiences made me all the more interested in a question that had long preoccupied me: what motivates soldiers to fight? In the decades after the second world war, many American sociologists argued that soldiers fight first and foremost for each other, rather than for some bigger ideological goal. But that didn't quite fit with what I'd experienced as a soldier: we believed that we were in it for a larger cause that surpassed our own group of buddies. By the time I had completed my undergraduate degree, I had also begun to ask whether, in the name of that cause, soldiers could be made to act in ways they would otherwise find reprehensible.

Taking the extreme case, I wrote my Oxford PhD thesis, later published as a book, on the Nazi indoctrination of the German army and the crimes it perpetrated on the eastern front in the second world war. What I found ran counter to how Germans in the 1980s understood their past. They preferred to think that the army had fought a "decent" war, even as the Gestapo and the SS perpetrated genocide "behind its back". It took Germans many more years to realise just how complicit their own fathers and grandfathers had been in the Holocaust and the mass murder of many other groups in eastern Europe and the Soviet Union.

When the first Palestinian intifada, or uprising, broke out in late 1987 I was teaching at Tel Aviv University. I was appalled by the instruction of Yitzhak Rabin, then minister of defence, to the IDF to "break the arms and legs" of Palestinian youths who were throwing rocks at heavily armed troops. I wrote a letter to him warning that, based on my research into the indoctrination of the armed forces of Nazi Germany, I feared that under his leadership the IDF was heading down a similarly slippery path.

'I was not entirely surprised by what I encountered, but it was still profoundly disturbing' ... Omer Bartov. Photograph: David Degner/The Guardian

As my research had shown, even before their conscription, young German men had internalised core elements of Nazi ideology, especially the view that the subhuman Slav masses, led by insidious Bolshevik Jews, were threatening Germany and the rest of the civilised world with destruction, and that therefore Germany had the right and duty to create for itself a "living space" in the east and to decimate or enslave that region's population. This worldview was then further inculcated into the troops, so that by the time they marched into the Soviet Union they perceived their enemies through that prism. The fierce resistance put up by the Red Army only confirmed the need to utterly destroy Soviet soldiers and civilians alike, and most especially the Jews, who were seen as the main instigators of Bolshevism. The more destruction they wrought, the more fearful German troops became of the revenge they could expect if their enemies prevailed. The result was the killing of up to 30 million Soviet soldiers and citizens.

To my astonishment, a few days after writing to him, I received a one-line response from Rabin, chiding me for daring to compare the IDF to the German military. This gave me the opportunity to write him a more detailed letter, explaining my research and my anxiety about using the IDF as a tool of oppression against unarmed occupied civilians. Rabin responded again, with

the same statement: "How dare you compare the IDF to the Wehrmacht." But in retrospect, I believe this exchange revealed something about his subsequent intellectual journey. For as we know from his later engagement in the [Oslo peace process](#), however flawed, he did eventually recognise that in the long run Israel could not sustain the military, political and moral price of the occupation.

Since 1989, I have been teaching in the United States. I have written profusely on war, genocide, nazism, antisemitism and the Holocaust, seeking to understand the links between the industrial killing of soldiers in the first world war and the extermination of civilian populations by Hitler's regime. Among other projects, I spent many years researching the transformation of my mother's home town – Buchach in Poland (now Ukraine) – from a community of inter-ethnic coexistence into one in which, under the Nazi occupation, the gentile population turned against their Jewish neighbours. While the Germans came to the town with the express goal of murdering its Jews, the speed and efficiency of the killing was greatly facilitated by local collaboration. These locals were motivated by pre-existing resentments and hatreds that can be traced back to the rise of ethnonationalism in the preceding decades, and the prevalent view that the Jews did not belong to the new nation states created after the first world war.

In the months since 7 October, what I have learned over the course of my life and my career has become more painfully relevant than ever before. Like many others, I have found these last months emotionally and intellectually challenging. Like many others, members of my own and of my friends' families have also been directly affected by the violence. There is no dearth of grief wherever you turn.

The Hamas attack on 7 October came as a tremendous shock to Israeli society, one from which it has not begun to recover. It was the first time Israel has lost control of part of its territory for an extended period of time, with the IDF unable to prevent the massacre of more than 1,200 people – many killed in the cruellest ways imaginable – and the taking of well over 200 hostages, including scores of children. The sense of abandonment by the state and of ongoing insecurity – with tens of thousands of Israeli citizens still displaced from their homes along the Gaza Strip and by the Lebanese border – is profound.

Today, across vast swaths of the Israeli public, including those who oppose the government, two sentiments reign supreme.

The first is a combination of rage and fear, a desire to re-establish security at any cost and a complete distrust of political solutions, negotiations and

reconciliation. The military theorist Carl von Clausewitz noted that war was the extension of politics by other means, and warned that without a defined political objective it would lead to limitless destruction. The sentiment that now prevails in Israel similarly threatens to make war into its own end. In this view, politics is an obstacle to achieving goals rather than a means to limit destruction. This is a view that can only ultimately lead to self-annihilation.

The second reigning sentiment – or rather lack of sentiment – is the flipside of the first. It is the utter inability of Israeli society today to feel any empathy for the population of Gaza. The majority, it seems, do not even want to know what is happening in Gaza, and this desire is reflected in TV coverage. Israeli television news these days usually begins with reports on the funerals of soldiers, invariably described as heroes, fallen in the fighting in Gaza, followed by estimates of how many Hamas fighters were “liquidated”. References to Palestinian civilian deaths are rare and normally presented as part of enemy propaganda or as a cause for unwelcome international pressure. In the face of so much death, this deafening silence now seems like its own form of vengefulness.

Of course, the Israeli public long ago became inured to the brutal occupation that has characterised the country for 57 out of the 76 years of its existence. But the scale of what is being perpetrated in Gaza right now by the IDF is as unprecedented as the complete indifference of most Israelis to what is being done in their name. In 1982, hundreds of thousands of Israelis protested against the massacre of the Palestinian population in the refugee camps [Sabra and Shatila](#) in western Beirut by Maronite Christian militias, facilitated by the IDF. Today, this kind of response is inconceivable. The way people’s eyes glaze over whenever one mentions the suffering of Palestinian civilians, and the deaths of thousands of children and women and elderly people, is deeply unsettling.

Meeting my friends in Israel this time, I frequently felt that they were afraid that I might disrupt their grief, and that living out of the country I could not grasp their pain, anxiety, bewilderment and helplessness. Any suggestion that living in the country had numbed them to the pain of others – the pain that, after all, was being inflicted in their name – only produced a wall of silence, a retreat into themselves, or a quick change of subject. The impression that I got was consistent: we have no room in our hearts, we have no room in our thoughts, we do not want to speak about or to be shown what our own soldiers, our children or grandchildren, our brothers and sisters, are doing right now in Gaza. We must focus on ourselves, on our trauma, fear and anger.

In an interview conducted on 7 March 2024, the writer, farmer and scientist Zeev Smilansky expressed this very sentiment in a manner that I found

shocking, precisely because it came from him. I have known Smilansky for more than half a century, and he is the son of the celebrated Israeli author S Yizhar, whose [1949 novella Khirbet Khizeh](#) was the very first text in Israeli literature to confront the injustice of the Nakba, the expulsion of 750,000 Palestinians from what became the state of Israel in 1948. Speaking about his own son, Offer, who lives in Brussels, Smilansky commented:

Offer says that for him every child is a child, no matter whether he is in Gaza or here. I don't feel like him. Our children here are more important to me. There is a shocking humanitarian disaster there, I understand that, but my heart is blocked and filled with our children and our hostages ... There is no room in my heart for the children in Gaza, however shocking and terrifying it is and even though I know that war is not the solution.

I listen to Maoz Inon, who lost both his parents [murdered by Hamas on 7 October] ... and who speaks so beautifully and persuasively about the need to look forward, that we need to bring hope and to want peace, because wars won't accomplish anything, and I agree with him. I agree with him, but I cannot find the strength in my heart, with all my leftist inclinations and love for humanity, I cannot ... It is not just Hamas, it's all Gazans who agree that it's OK to kill Jewish children, that this is a worthy cause ... With Germany there was reconciliation, but they apologised and paid reparations, and what [will happen] here? We too did terrible things, but nothing that comes close to what happened here on 7 October. It will be necessary to reconcile but we need some distance.

This was a pervasive sentiment among many left-leaning, liberal friends and acquaintances I spoke with in Israel. It was, of course, quite different from what rightwing politicians and media figures have been saying since 7 October. Many of my friends recognise the injustice of the occupation, and, as Smilansky said, profess a "love for humanity". But at this moment, under these circumstances, this is not what they are focused on. Instead, they feel that in the struggle between justice and existence, existence must win out, and in the struggle between one just cause and another – that of the Israelis and that of the Palestinians – it is our own cause that must be triumphant, no matter the price. To those who doubt this stark choice, the Holocaust is presented as the alternative, however irrelevant it is to the current moment.

This feeling did not appear suddenly on 7 October. Its roots are much deeper.

On 30 April 1956, Moshe Dayan, then IDF chief of staff, gave a short speech that would become one of the most famous in Israel's history. He was addressing mourners at the funeral of Ro'i Rothberg, a young security officer of

the newly founded Nahal Oz kibbutz, which was established by the IDF in 1951 and became a civilian community two years later. The kibbutz was located just a few hundred metres from the border with the Gaza Strip, facing the Palestinian neighbourhood of Shuja'iyya.

Rothberg had been killed the day before, and his body was dragged across the border and mutilated, before being returned to Israeli hands with the help of the United Nations. Dayan's speech has become an iconic statement, used both by the political right and left to this day:

Yesterday morning Ro'i was murdered. Dazzled by the calm of the morning, he did not see those waiting in ambush for him at the edge of the furrow. Let us not cast accusations at the murderers today. Why should we blame them for their burning hatred for us? For eight years they have been dwelling in Gaza's refugee camps, as before their eyes we have transformed the land and the villages in which they and their forefathers had dwelled into our own property.

We should not seek Roi's blood from the Arabs in Gaza but from ourselves. How have we shut our eyes and not faced up forthrightly to our fate, not faced up to our generation's mission in all its cruelty? Have we forgotten that this group of lads, who dwell in Nahal Oz, is carrying on its shoulders the heavy gates of Gaza, on whose other side crowd hundreds of thousands of eyes and hands praying for our moment of weakness, so that they can tear us apart – have we forgotten that?...

We are the generation of settlement; without a steel helmet and the muzzle of the cannon we will not be able to plant a tree and build a home. Our children will not have a life if we do not dig shelters, and without barbed wire and machine guns we will not be able to pave roads and dig water wells. Millions of Jews who were exterminated because they had no land are looking at us from the ashes of Israeli history and ordering us to settle and resurrect a land for our people. But beyond the border's furrow an ocean of hatred and an urge for vengeance rises, waiting for the moment that calm will blunt our readiness, for the day that we heed the ambassadors of conspiring hypocrisy, who call upon us to put down our arms ...

Let us not flinch from seeing the loathing that accompanies and fills the lives of hundreds of thousands of Arabs who dwell around us and await the moment they can reach for our blood. Let us not avert our eyes lest our hands grow weak. This is the destiny of our generation. This is the choice of our lives – to be ready and armed and strong and tough. For if the sword falls from our fist, our lives will be cut down.

The following day, Dayan recorded his speech for Israeli radio. But something was missing. Gone was the reference to the refugees watching the Jews cultivate the lands from which they had been evicted, who should not be blamed for hating their dispossessors. Although he had uttered these lines at the funeral and written them subsequently, Dayan chose to omit them from the recorded version. He, too, had known this land before 1948. He recalled the Palestinian villages and towns that were destroyed to make room for Jewish settlers. He clearly understood the rage of the refugees across the fence. But he also firmly believed in both the right and the urgent need for Jewish settlement and statehood. In the struggle between addressing injustice and taking over the land, he chose his side, knowing that it doomed his people to forever rely on the gun. Dayan also knew well what the Israeli public could accept. It was because of his ambivalence about where guilt and responsibility for injustice and violence lay, and his deterministic, tragic view of history, that the two versions of his speech ended up appealing to vastly different political orientations.

Moshe Dayan, then Israel's minister of defence, with Henry Kissinger, US national security advisor, in 1974. Photograph: PhotoQuest/Getty Images

Decades later, after many more wars and rivers of blood, Dayan titled his last book *Shall the Sword Devour Forever?* Published in 1981, the book detailed his role in reaching a peace agreement with Egypt two years earlier. He had finally learned the truth of the second part of [the biblical verse](#) from which he took the book's title: "Knowest thou not that it will be bitterness in the latter end?"

But in his 1956 speech, with his references to carrying the heavy gates of Gaza and the Palestinians waiting for a moment of weakness, Dayan was alluding to the [biblical story of Samson](#). As his listeners would have recalled, Samson the Israelite, whose superhuman strength derived from his long hair, was in the habit of visiting prostitutes in Gaza. The Philistines, who viewed him as their

mortal enemy, hoped to ambush him against the locked gates of the city. But Samson simply lifted the gates on his shoulders and walked free. It was only when his mistress Delilah tricked him and cut off his hair that the Philistines could capture and imprison him, rendering him all the more powerless by poking out his eyes (as the Gazans who mutilated Ro'i are alleged to have also done). But in a last feat of bravery, as he is mocked by his captors, Samson calls for God's help, seizes the pillars of the temple to which he had been led, and collapses it on the merry crowd surrounding him, calling out: "Let me die with the Philistines!"

Those gates of Gaza are lodged deeply in the Zionist Israeli imagination, a symbol of the divide between us and the "barbarians". In the case of Ro'i, Dayan asserted, "the longing for peace blocked his ears, and he did not hear the voice of murder waiting in ambush. The gates of Gaza weighed too heavily on his shoulders and brought him down."

On 8 October 2023, President Isaac Herzog addressed the Israeli public, citing the last line of Dayan's speech: "This is the destiny of our generation. This is the choice of our lives – to be ready and armed and strong and tough. For if the sword falls from our fist, our lives will be cut down." The previous day, 67 years after Ro'i's death, Hamas militants had murdered 15 residents of the Nahal Oz kibbutz and taken eight hostages. Since Israel's retaliatory invasion of Gaza, the Palestinian neighbourhood of Shuja'iyya facing the kibbutz, where 100,000 people had been living, has been emptied of its population and turned into one vast pile of rubble.

One of the rare literary attempts to expose the grim logic of Israel's wars is Anadad Eldan's extraordinary 1971 poem *Samson Tearing His Clothes*, in which this ancient Hebrew hero crashes his way into and out of Gaza, leaving only desolation in his tracks. Samson the hero, the prophet, the subduer of the nation's eternal enemy, is transformed into its angel of death, a death which, as we recall, he ends up bringing also on himself in a grand suicidal action that has echoed through the generations to this very day.

When I went
to Gaza I met
Samson coming out ripping his clothes
on his scratched face rivers flowed
and the houses bent to let him
pass
his pains uprooted trees and got caught up in the
tangled
roots. In the roots were strands of his
hair.

His head shone like a skull made of rock
and his faltering steps tore up my tears
Samson walked dragging a weary sun
shattered windowpanes and chains in Gaza's sea
were drowned. I heard how
the earth groaned under his steps,
how he slit her gut. Samson's
shoes screeched when he walked.

Born in Poland in 1924 as Avraham Bleiberg, Eldan came to Palestine as a child, fought in the 1948 war, and in 1960 moved to Kibbutz Be'eri, about 4km from the Gaza Strip. On 7 October 2023, the 99-year-old Eldan and his wife survived the massacre of about a hundred inhabitants of the kibbutz, when the militants who walked into their home inexplicably spared them.

After 7 October, in the wake of this obscure poet's miraculous survival, a different work of his was widely shared on Israeli media. For it seemed as if Eldan, a longtime chronicler of the sorrow and pain brought on by oppression and injustice, had predicted the catastrophe that befell his home. In 2016, he had published a collection of poems under the title *Six the Hour of Dawn*. That was the hour when the Hamas attack began. The book contains the harrowing poem *On the Walls of Be'eri*, mourning his daughter's death from illness (in Hebrew the name of the kibbutz also means "my well").

In the wake of 7 October, the poem eerily seems both to forecast destruction and to convey a certain view of Zionism, as originating in diasporic catastrophe and despair, bringing the nation to a cursed land where children are buried by their parents, yet holding out the hope for a new and hopeful dawn:

On the walls of Be'eri I wrote her story
from origins and depths frayed by the cold
when they read what was happening in pain and her lights
tumbled into the mist and darkness of night and a howl engendered
prayer, for her children have fallen and a door is locked
for the grace of heaven they breathe desolation and grief
who will console inconsolable parents, for a curse
is whispering let there be neither dew nor rain, you may weep if you
can
there is a time when darkness roars but there is dawn and radiance

Like Dayan's eulogy for Ro'i, *On the Walls of Be'eri* means different things to different people. Should it be read as a lament for the destruction of a beautiful and innocent kibbutz in the desert, or is it a cry of pain over the endless bloody vendetta between the two peoples of this land? The poet has not told us his meaning, as is the way of poets. After all, he wrote this years ago in mourning for his beloved daughter. But given his many years of quiet,

precise and searing work, it does not seem fanciful to believe that the poem was a call for reconciliation and coexistence, rather than for more cycles of bloodshed and revenge.

As it happens, I have a personal connection to the Be'eri kibbutz. It is where my daughter-in-law grew up, and my trip to Israel in June was primarily to visit the twins – my grandchildren – she had brought into the world in January 2024. The kibbutz, though, had been abandoned. My son, daughter-in-law and their children had moved into a nearby vacant apartment with a family of survivors – close relatives, whose father is still being held hostage – making for an unimaginable combination of new life and inconsolable sorrow in one home.

As well as seeing family, I had also come to Israel to meet friends. I hoped to make sense of what had happened in the country since the war began. The aborted lecture in BGU was not on the top of my agenda. But once I arrived at the lecture hall on that mid-June day, I quickly understood that this explosive situation could also provide some clues to understanding the mentality of a younger generation of students and soldiers.

After we sat down and began to talk, it became clear to me that the students wanted to be heard, and that no one, perhaps even their own professors and university administrators, was interested in listening. My presence, and their vague knowledge of my criticism of the war, triggered in them a need to explain to me, but perhaps also to themselves, what they had been engaged in as soldiers and as citizens.

One young woman, recently returned from long military service in Gaza, leapt on the stage and spoke forcefully about the friends she had lost, the evil nature of Hamas, and the fact that she and her comrades were sacrificing themselves to ensure the country's future safety. Deeply distraught, she began crying halfway through her speech and stepped down. A young man, collected and articulate, rejected my suggestion that criticism of Israeli policies was not necessarily motivated by antisemitism. He then launched on a brief survey of the history of Zionism as a response to antisemitism and as a political path that no gentiles had a right to deny. While they were upset by my views and agitated by their own recent experiences in Gaza, the opinions expressed by the students were in no way exceptional. They reflected much greater swaths of public opinion in Israel.

Knowing that I had previously warned of genocide, the students were especially keen to show me that they were humane, that they were not murderers. They had no doubt that the IDF was, in fact, the most moral army

in the world. But they were also convinced that any damage done to the people and buildings in Gaza was totally justified, that it was all the fault of Hamas using them as human shields.

They showed me photos on their phones to prove that they had behaved admirably toward children, denied that there was any hunger in Gaza, insisted that the [systematic destruction](#) of schools, universities, hospitals, public buildings, residences and infrastructure was necessary and justifiable. They viewed any criticism of Israeli policies by other countries and the United Nations as simply antisemitic.

Unlike the majority of Israelis, these young people had seen the destruction of Gaza with their own eyes. It seemed to me that they had not only internalised a particular view that has become commonplace in Israel – namely, that the destruction of Gaza as such was a legitimate response to 7 October – but had also developed a way of thinking that I had observed many years ago when studying the conduct, worldview and self-perception of German army soldiers in the second world war. Having internalised certain views of the enemy – the Bolsheviks as *Untermenschen*; Hamas as human animals – and of the wider population as less than human and undeserving of rights, soldiers observing or perpetrating atrocities tend to ascribe them not to their own military, or to themselves, but to the enemy.

Thousands of children were killed? It's the enemy's fault. Our own children were killed? That is certainly the enemy's fault. If Hamas carry out a massacre in a kibbutz, they are Nazis. If we drop 2,000-pound bombs on refugee shelters and kill hundreds of civilians, it's Hamas's fault for hiding close to these shelters. After what they did to us, we have no choice but to root them out. After what we did to them, we can only imagine what they would do to us if we don't destroy them. We simply have no choice.

In mid-July 1941, just weeks after Germany launched what Hitler had proclaimed to be a "war of annihilation" against the Soviet Union, a German noncommissioned officer wrote home from the eastern front:

The German people owe a great debt to our Führer, for had these beasts, who are our enemies here, come to Germany, such murders would have taken place that the world has never seen before ... What we have seen ... borders on the unbelievable ... And when one reads *Der Stürmer* [a Nazi newspaper] and looks at the pictures, that is only a weak illustration of what we see here and the crimes committed here by the Jews.

An army propaganda leaflet issued in June 1941 paints a similarly nightmarish picture of Red Army political officers, which many soldiers soon perceived as a reflection of reality:

Anyone who has ever looked at the face of a Red commissar knows what the Bolsheviks are like. Here there is no need for theoretical expressions. We would insult the animals if we described these mostly Jewish men as beasts. They are the embodiment of the satanic and insane hatred against the whole of noble humanity ... [They] would have brought an end to all meaningful life, had this eruption not been dammed at the last moment.



Israel's prime minister, Benjamin Netanyahu, visits Rafah in the Gaza Strip on 18 July 2024. Photograph: Avi Ohayon/Israel Gpo/Zuma Press Wire/Rex/Shutterstock

Two days after the Hamas attack, defence minister Yoav Gallant declared, "We are fighting human animals, and we must act accordingly," later adding that Israel would "break apart one neighbourhood after another in Gaza". Former prime minister Naftali Bennett confirmed: "We are fighting Nazis." Prime minister [Benjamin Netanyahu](#) exhorted Israelis to "remember what Amalek has done to you", alluding to the biblical call to exterminate Amalek's "men and women, children and infants". In a radio interview, he said about Hamas: "I don't call them human animals because that would be insulting to animals." Deputy Knesset speaker Nissim Vaturi wrote on X that Israel's goal should be "erasing the Gaza Strip from the face of the Earth". On Israeli TV he stated, "There are no uninvolved people ... we must go in there and kill, kill, kill. We must kill them before they kill us." Finance minister Bezalel Smotrich stressed in a speech, "The work must be completed ... Total destruction. 'Blot out the

remembrance of Amalek from under heaven.” Avi Dichter, agriculture minister and former head of the Shin Bet intelligence service, spoke about “rolling out the Gaza Nakba”. One Israeli 95-year-old military veteran, whose motivational speech to IDF troops preparing for the invasion of Gaza exhorted them to “wipe out their memory, their families, mothers and children”, was given a certificate of honour by Israeli president Herzog for “providing a wonderful example to generations of soldiers”. No wonder that there have been innumerable social media posts by IDF troops in Gaza calling to “kill the Arabs”, “burn their mothers” and “flatten” Gaza. There has been no known disciplinary action by their commanders.

This is the logic of endless violence, a logic that allows one to destroy entire populations and to feel totally justified in doing so. It is a logic of victimhood – we must kill them before they kill us, as they did before – and nothing empowers violence more than a righteous sense of victimhood. *Look at what happened to us in 1918*, German soldiers said in 1942, recalling the propagandistic “stab-in-the-back” myth, which attributed Germany’s catastrophic defeat in the first world war to Jewish and communist treason. *Look at what happened to us in the Holocaust, when we trusted that others would come to our rescue*, IDF troops say in 2024, thereby giving themselves licence for indiscriminate destruction based on a false analogy between Hamas and the Nazis.

The young men and women I spoke with that day were filled with rage, not so much against me – they calmed down a bit when I mentioned my own military service – but because, I think, they felt betrayed by everyone around them. Betrayed by the media, which they perceived as too critical, by senior commanders who they thought were too lenient toward Palestinians, by politicians who had failed to prevent the 7 October fiasco, by the IDF’s inability to achieve “total victory”, by intellectuals and leftists unfairly criticising them, by the US government for not delivering sufficient munitions fast enough, and by all those hypocritical European politicians and antisemitic students protesting against their actions in Gaza. They seemed fearful and insecure and confused, and some were likely also suffering from PTSD.

I told them the story of how, in 1930, the German student union was democratically taken over by the Nazis. The students of that time felt betrayed by the loss of the first world war, the loss of opportunity because of the economic crisis, and the loss of land and prestige in the wake of the humiliating peace treaty of Versailles. They wanted to make Germany great again, and Hitler seemed able to fulfil that promise. Germany’s internal enemies were put away, its economy flourished, other nations feared it again, and then it went to war, conquered Europe and murdered millions of people.

Finally, the country was utterly destroyed. I wondered aloud whether perhaps the few German students who survived those 15 years regretted their decision in 1930 to support nazism. But I do not think the young men and women at BGU understood the implications of what I had told them.

The students were frightening and frightened at the same time, and their fear made them all the more aggressive. This level of menace, as well as a degree of overlap in opinion, seemed to have generated fear and obsequiousness in their superiors, professors and administrators, who demonstrated great reluctance to discipline them in any way. At the same time, a host of media pundits and politicians have been cheering on these angels of destruction, calling them heroes just a moment before putting them in the ground and turning their backs on their grief-stricken families. The fallen soldiers died for a good cause, the families are told. But no one takes the time to articulate what that cause actually is beyond sheer survival through ever more violence.

And so, I also felt sorry for these students, who were so unaware of how they had been manipulated. But I left that meeting filled with trepidation and foreboding.

As I headed back to the United States at the end of June, I contemplated my experiences over those two messy and troubling weeks. I was conscious of my deep connection to the country I had left. This is not just about my relationship with my Israeli family and friends, but also with the particular tenor of Israeli culture and society, which is characterised by its lack of distance or deference. This can be heartwarming and revealing; one can, almost instantaneously, find oneself in intense, even intimate conversations with others on the street, in a cafe, at a bar.

Yet this same aspect of Israeli life can also be endlessly frustrating, since there is so little respect for social niceties. There is almost a cult of sincerity, an obligation to speak your mind, no matter who you're talking to or how much offence it may cause. This shared expectation creates both a sense of solidarity, and of lines that cannot be crossed. When you are with us, we are all family. If you turn against us or are on the other side of the national divide, you are shut out and can expect us to come after you.

This may also have been the reason why this time, for the first time, I had been apprehensive about going to Israel, and why part of me was glad to leave. The country had changed in ways visible and subtle, ways that might have raised a barrier between me, as an observer from the outside, and those who have remained an organic part of it.

But another part of my apprehension had to do with the fact that my view of what was happening in Gaza had shifted. On 10 November 2023, I wrote in the New York Times: "As a historian of genocide, I believe that there is no proof that genocide is now taking place in Gaza, although it is very likely that war crimes, and even crimes against humanity, are happening. [...] We know from history that it is crucial to warn of the potential for genocide before it occurs, rather than belatedly condemn it after it has taken place. I think we still have that time."

I no longer believe that. By the time I travelled to Israel, I had become convinced that at least since the attack by the IDF on Rafah on 6 May 2024, it was no longer possible to deny that Israel was engaged in systematic war crimes, crimes against humanity and genocidal actions. It was not just that this attack against the last concentration of Gazans – most of them displaced already several times by the IDF, which now once again pushed them to a so-called safe zone – demonstrated a total disregard of any humanitarian standards. It also clearly indicated that the ultimate goal of this entire undertaking from the very beginning had been to make the entire Gaza Strip uninhabitable, and to debilitate its population to such a degree that it would either die out or seek all possible options to flee the territory. In other words, the rhetoric spouted by Israeli leaders since 7 October was now being translated into reality – namely, as the 1948 UN Genocide Convention puts it, that Israel was acting "with intent to destroy, in whole or in part", the Palestinian population in Gaza, "as such, by killing, causing serious harm, or inflicting conditions of life meant to bring about the group's destruction".

These were issues that I could only discuss with a very small handful of activists, scholars, experts in international law and, not surprisingly, Palestinian citizens of Israel. Beyond this limited circle, such statements on the illegality of Israeli actions in Gaza are anathema in Israel. Even the vast majority of protesters against the government, those calling for a ceasefire and the release of the hostages, will not countenance them.

Since I returned from my visit, I have been trying to place my experiences there into a larger context. The reality on the ground is so devastating, and the future appears so bleak, that I have allowed myself to indulge in some counter-factual history and to entertain some hopeful speculations about a different future. I ask myself, what would have happened had the newly created state of Israel fulfilled its commitment to enact a constitution based on its Declaration of Independence? That same declaration which stated that Israel "will be based on freedom, justice and peace as envisaged by the prophets of Israel; it will ensure complete equality of social and political rights to all its inhabitants irrespective of religion, race or sex; it will guarantee

freedom of religion, conscience, language, education and culture; it will safeguard the Holy Places of all religions; and it will be faithful to the principles of the [Charter of the United Nations](#)".

What effect would such a constitution have had on the nature of the state? How would it have tempered the transformation of Zionism from an ideology that sought to liberate the Jews from the degradation of exile and discrimination and to put them on equal standing with the other nations of the world, to a state ideology of ethnonationalism, oppression of others, expansionism and apartheid? During the few hopeful years of the Oslo peace process, people in Israel began speaking of making it into a "state of all its citizens", Jews and Palestinians alike. The assassination of prime minister Rabin in 1995 put an end to that dream. Will it ever be possible for Israel to discard the violent, exclusionary, militant and increasingly racist aspects of its vision as it is embraced there now by so many of its Jewish citizens? Will it ever be able to reimagine itself as its founders had so eloquently envisioned it – as a nation based on freedom, justice and peace?

It is difficult to indulge in such fantasies at the moment. But perhaps precisely because of the nadir in which Israelis, and much more so Palestinians, now find themselves, and the trajectory of regional destruction their leaders have set them on, I pray that alternative voices will finally be raised. For, in the words of the poet Eldan, "there is a time when darkness roars but there is dawn and radiance".